

■ Die Herren der Hanse

Dietrich W. Poeck, Die Herren der Hanse. Delegierte und Netzwerke (Kieler Werkstücke, Reihe E: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; Bd. 8), Frankfurt am Main u. a. (Peter Lang) 2010, 768 S., zahlreiche Abb. und Karten, 99,95 €

Die hier zu besprechende Studie von Dietrich W. Poeck behandelt ein außerordentlich wichtiges Thema der mittelalterlichen Hansegeschichte. Wie war der Verband der spätmittelalterlichen Hansestädte aufgebaut? Und weshalb war es den darin zusammengeschlossenen Städten möglich, von Fall zu Fall gemeinsam politisch zu handeln, mit dem Ziel, wirtschaftliche Interessen einzelner Städte durchzusetzen?

Poeck nähert sich diesen grundsätzlichen Fragen hansischer Geschichtsforschung mit einem personengeschichtlichen Zugriff, indem er an ausgesuchten Einzelfällen die vielfältigen verwandtschaftlichen, wirtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Delegierten auf den Hansetagen rekonstruiert und analysiert. Als Resultat seiner prosopografischen Untersuchung werden weitreichende Beziehungsnetze sichtbar, die beredtes Zeugnis davon ablegen, wie Zielbildung und Beschlussfassung auf der städteübergreifenden Ebene der Hanse ausgesehen haben mögen.

Die Studie ist in ihrer Konzeption sowie mit ihren Ergebnissen dem doppelten Paradigmenwechsel verpflichtet, der seit den 1990er-Jahren in der Hanseforschung stattgefunden hat. Hatte die ältere Forschung noch in der Konstitution der Hanse als Städtebund zur Mitte des 14. Jahrhunderts den Übergang von einem Personenverband zu einem Kommunalverband gesehen, so ist zunächst durch die rechtsgeschichtlichen Untersuchungen von Ernst Pitz deutlich geworden, dass es mindestens ein Nebeneinander zweier Einungen, der Bürgereinung in den Hansestädten und der Städteeinung auf Hanseebene, gegeben hat. Durch die-

sen ersten Paradigmenwechsel erscheint die Hanse nun nicht mehr als monolithischer politischer Akteur, sondern als mehr oder weniger loser Zusammenschluss verschiedener Städte, die fallweise gemeinsame Interessen durchsetzen wollten. Diese rechtsgeschichtlichen Erkenntnisse vermochten jedoch ebenso wenig die nur schwach ausgeprägte Organisationsstruktur der Hanse zu erklären wie der ältere Forschungsansatz, der in der Hanse noch ein staatsähnliches Gebilde sehen wollte. Wie konnte es einzelnen Städten, häufig war dies Lübeck, gelingen, andere Städte für die eigenen Interessen einzuspannen, obwohl die Hanse nur eine gemeinsame Institution besaß, die Hansetage, deren Beschlüsse (Rezesse) nur selten größere Wirkung entfalteten? Hier nun setzt der zweite Paradigmenwechsel an, demzufolge die Akteure der Hanse nicht mehr die Städte, sondern ihre Ratsherren waren, welche in sehr vielen Fällen zudem als Kaufleute eigene wirtschaftliche Ziele verfolgten. Die Hanse wird nunmehr als weitreichendes und komplexes Personen Netzwerk begriffen.

Genau dies zu zeigen, ist das erklärte Ziel der Studie von Poeck, und sie leistet hierzu einen überaus wertvollen Beitrag. Nach einer knappen, aber sehr präzisen Einordnung seiner Fragerichtung in diesen Forschungszusammenhang – sehr treffend mit »Der andere Blick« überschrieben – wendet sich Poeck seiner umfassenden prosopografischen Untersuchung zu. Darin werden die politisch handelnden Personen – zuallererst Lübecker Ratsherren – in ihren sozialen Zusammenhängen statt unter rein rechtsgeschichtlichen Aspekten betrachtet. Zu diesem Zweck rekonstruiert Poeck auf der Grundlage verschiedener Quellen – Hanserezesse, Niederstadtbuch Lübeck, Lübecker Testamente – die Beziehungsnetze der Lübecker Delegierten auf zwei ausgewählten Hansetagen der Jahre 1379 und 1418. Die Wahl des ersten Hansetages zu Johannis Baptista (24. Juni) 1379 in Lübeck als Untersuchungsgegenstand wird plausibel

107

mit der zeitlichen Nähe zur Wahl Lübecker und Stralsunder Ratsherren in das für die Verwaltung der schonischen Festungen Helsingborg, Malmö, Skanör und Falsterbo zuständige Konsortium der Hanse im Jahr zuvor begründet. Dies war für die Hanse nach dem Sieg über den dänischen König und dem Frieden von Stralsund 1370 eine überaus wichtige politische Entscheidung. Der zweite näher untersuchte Hansetag zu Johannis Baptista 1418 (ebenfalls in Lübeck) war vor allem deshalb bedeutsam, weil sich unter den Delegierten der Stadt Lübeck auch solche befanden, die bereits dem zwischen 1408 und 1416 amtierenden revolutionären Neuen Rat angehört hatten, und weil auf diesem Hansetag Beschlüsse zum Verhalten der Hansestädte bei zukünftigen innerstädtischen Auseinandersetzungen in einer Stadt gefasst wurden. Ebenso waren auf diesem Hansetag auch drei Vertreter des Kontors in Brügge anwesend. Die Beschränkung auf Lübecker Ratsherren als Delegierte als Ausgangspunkte der zu rekonstruierenden Beziehungsnetze ist ebenfalls methodisch fundiert, denn Lübeck entwickelte sich in dieser Phase zur Führungsinstanz der Hanse, weshalb davon ausgegangen werden darf, dass die Delegierten der Stadt politisch besonders einflussreich waren. Poeck rekonstruiert dann sehr aufwendig und außerordentlich detailreich die Beziehungsnetze der Lübecker Delegierten (1379 sind es sieben, 1418 elf Ratsherren), das heißt, er spürt jeglichen nachweisbaren verwandtschaftlichen, wirtschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen dieser Ratsherren in den gesamten Hanseraum nach. In einem weiteren Kapitel stellt er abschließend einige Beispiele von Beziehungsnetzen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor und skizziert Entwicklungstendenzen in diesen Beziehungsnetzen.

Mit seiner Untersuchung kann Poeck vor allem folgendes zeigen: Erstens waren alle untersuchten Lübecker Ratsherren nicht nur untereinander, sondern vor allem im

gesamten Hanseraum vielfach sozial und wirtschaftlich vernetzt. Freundschaft und Verwandtschaft und ihre Nutzbarmachung für wirtschaftliche und politische Zwecke sind also gerade in der spätmittelalterlichen Hanse keine rein innerstädtischen, sondern vor allem zwischenstädtische Kategorien. Zweitens gab es eine erstaunliche Mobilität von Mitgliedern einflussreicher Familien zwischen den Städten, weshalb auf den Hansetagen häufig Delegierte erschienen, die als Migranten in der von ihnen vertretenen Stadt auf keine mehrere Generationen überspannende Familientradition verweisen konnten. Hat die ältere Hanseforschung sich noch über diese Form scheinbar rasanten sozialen und politischen Aufstiegs in der Stadt gewundert, so wird dies angesichts des von Poeck so schön herausgearbeiteten Faktums einer räumlich mobilen und miteinander verflochtenen hansischen Führungsschicht nur allzu verständlich. Überdies verblasst damit etwas das klassische Bild von über Generationen gewachsenen städtischen Oligarchien. Ganz im Gegenteil, bezogen auf die einzelne Hansestadt war die Führungsschicht im späten 14. und frühen 15. Jahrhundert sogar relativ durchlässig und keineswegs abgeschlossen. Dies galt auch und insbesondere für Lübeck, das wegen seiner zunehmenden gesamthansischen Bedeutung für Söhne einflussreicher Familien anderer Städte besonders attraktiv war. Drittens bewirkte die räumliche und soziale Mobilität von Familienmitgliedern eine immer stärkere, räumlich weiter um sich greifende Verdichtung des Beziehungsnetzwerkes, denn Migranten blieben auch lange nach ihrem Weggang noch mit ihrer Heimatstadt in vielfältiger Weise verbunden. Viertens und letztens lässt sich hieraus als politisches Funktionsprinzip der spätmittelalterlichen Hanse ableiten, dass eine Koordination von unterschiedlichen Interessen dadurch befördert wurde, dass die Ratsherren der einzelnen Städten über mannigfaltige verwandtschaftliche und wirtschaftliche Ver-

bindungen im gesamten Hanseraum verfügten und gleichzeitig als Delegierte auf den hansischen Tagfahrten zusammenkamen, um gemeinsame Interessen zu verhandeln und zu beschließen.

Ihre Überzeugungskraft gewinnt Poecks Studie insbesondere aus der Klarheit dieser Ergebnisse. Die dazu notwendige und umfassende Aufbereitung des über viele Jahre hinweg zusammengetragenen Materials zeugt von den immensen Anstrengungen, derer es bedurfte, auf Basis spärlicher und unvollständiger Quelleninformationen biografische Details und Verbindungen zwischen Biografien von Personen des 14. und 15. Jahrhunderts zunächst erst einmal zu rekonstruieren. Sie ist im Text durch grafische Darstellungen einzelner Beziehungsnetze sowie im umfassenden Anhang durch Tabellen sinnvoll ergänzt worden.

Natürlich ließe sich je nach disziplinärer Perspektive das eine oder andere kritisch hinterfragen. Von einer sozialwissenschaftlich-methodischen Warte aus gesehen wäre etwa eine ausführlichere Diskussion des der Untersuchung zugrunde liegenden Begriffs der Beziehung und der jeweiligen Gewichtung von Beziehungen wünschenswert gewesen. Doch in diesem Punkt klaffen auch in der Untersuchung moderner sozialer Netzwerke Theorie und Praxis immer noch weit auseinander. Was hilft eine noch so facettenreiche Auseinandersetzung mit dem Beziehungsbegriff, wenn die empirische Forschung sich dann doch aus rein praktischen Zwängen heraus damit zufrieden geben muss, irgendeine messbare Form der Verbindung zwischen zwei Personen als Beziehung zu klassifizieren? Ebenso hätte das von Poeck zusammengestellte Material sicherlich eleganter mit den in der sozialen Netzwerkanalyse gebräuchlichen statistischen und grafischen algorithmischen Untersuchungsverfahren analysiert werden können. Ob dabei die hier herausgestellten, grundlegenden Ergebnisse anders und besser ausgefallen wären, ist jedoch fraglich.

Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive könnte man fragen, wie es denn um die »Damen der Hanse« bestellt war, welche Rolle sie in dem hier rekonstruierten Personennetzwerk der »Herren der Hanse« spielten? Aus moderner Sicht sicherlich beklagenswert, aber dennoch historisches Faktum ist, dass die politische Sphäre der spätmittelalterlichen Hanse eine Männerdomäne war. Frauen tauchen dennoch in großer Zahl in Poecks Studie auf, als Ehefrauen, Schwestern oder Töchter, die auch Handelspartnerinnen, Testamentsvollstreckerrinnen oder Erbinnen sein konnten und über die wichtige verwandtschaftliche und damit letztlich auch politische Verbindungen geknüpft wurden. Dem Autor vorzuwerfen, dass dieser Aspekt nicht dezidiert mit in den Vordergrund gestellt worden ist, wäre schlichtweg unfair und würde verkennen, dass seine Untersuchung gerade dadurch besticht, der klaren Fragestellung nach dem Funktionsprinzip der spätmittelalterlichen Hanse als Personennetzwerk verpflichtet zu sein, und eben nicht als ein Panorama aller prinzipiell möglichen und denkbaren Beobachtungen am Material angelegt ist.

Als Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftshistoriker hätte der Rezensent sich schließlich über eine begriffliche Anbindung der von Poeck so eindrücklich vorgestellten politischen Funktion personeller Verflechtung an entsprechende Konzepte der Politischen Ökonomie gefreut. Was er am Beispiel der Lübecker Ratsherren vorführt, lässt sich mit dem Begriff *Rent-seeking* beschreiben, die Durchsetzung eigenwirtschaftlicher Interessen unter Manipulation des geltenden Rechtsrahmens. Ratsherren als Kaufleute und Repräsentanten ihrer Stadt taten genau dies, und zwar in zweifacher Weise: Sie gestalteten in ihren Städten als Ratsherren die Rahmenbedingungen mit, unter denen sie selbst als Kaufleute wirtschaftlichen Profit anstrebten. Und sie sorgten als Delegierte auf den Hansetagen dafür,

dass ihre ökonomischen Einzelinteressen durchgesetzt wurden. Aber auch ohne dass Poeck es explizit als *Rent-seeking* bezeichnet, wird dieses Prinzip in seiner Studie überaus deutlich, ebenso wie erkennbar wird, weshalb die umfassende soziale Vernetzung der handelnden Akteure dazu beitrug, es weiter zu festigen und die vertrauensvolle Zusammenarbeit von Ratsherren verschiedener Städte auf gesamthansischer Ebene zu befördern.

Kurzum, Poeck ist insgesamt eine in ihrer prosopografischen Materialfülle, ihrem methodischen Zugriff und ihrer Stringenz beeindruckende Studie gelungen. Die daraus erwachsenen Resultate tragen maßgeblich dazu bei, die Funktionsweise der spätmittelalterlichen Hanse klarer zu sehen und besser zu verstehen.

ULF CHRISTIAN EWERT (BERLIN)

■ Macht der Schrift

Andreas Pečar, Macht der Schrift. Politischer Biblizismus in Schottland und England zwischen Reformation und Bürgerkrieg 1534–1642 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London; Bd. 69), München (Oldenbourg) 2011, 497 S., 64,80 €

Der Bürgerkrieg der 1640er-Jahre nimmt im englischen Geschichtsbewusstsein einen zentralen Platz als Sieg parlamentarischer und bürgerlicher Freiheitsrechte über den monarchischen Absolutismus und damit als wichtiger Epochenschritt auf dem Weg hin zum modernen Konstitutionalismus ein. Entsprechend hat die Zeit vor Ausbruch des bewaffneten Konfliktes gleichsam als Inkubationszeit seit jeher enorme Aufmerksamkeit von Seiten der englischen Geschichtswissenschaft erhalten und ist damit ohne Zweifel eine der am besten erforschten Epochen der englischen Geschichte überhaupt. Gleichwohl ist Andreas Pečar mit seiner Habilitationsschrift, die er 2009 an der Universität Rostock einreichte, ein ganz neuer Zugriff auf die komplexe und kont-

rovers diskutierte Politik der Epoche gelungen. Sein Anliegen besteht nicht darin, die Vielzahl der »Meistererzählungen« vom Weg in den Bürgerkrieg um eine weitere zu ergänzen, sondern vor allem darin, einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis der politischen Kommunikation und Wahrnehmung der Zeit aufzuzeigen: die Bibel als Argumentations- und Legitimationsreservoir für politisches Handeln.

Obwohl der Verweis auf die Heilige Schrift in zeitgenössischen Texten unterschiedlichster Provenienz häufig eine prominente Stelle einnimmt, ist dies von der Forschung bislang kaum beachtet worden. Ausgehend von dieser Beobachtung entwickelt Pečar einen methodisch wie theoretisch versierten Ansatz, um die Bedeutung ebenso wie die Funktion der von ihm so genannten »Bibilismen« als politische Sprechakte in England und Schottland von der Reformation bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges zu analysieren. Er bemüht sich dabei um eine Symbiose verschiedener Forschungstraditionen. So sind dem Text bezeichnenderweise Zitate sowohl von Ludwig Wittgenstein als auch von Pierre Bourdieu vorangestellt, der Gallionsfiguren einer neueren anglo-amerikanischen Ideengeschichte auf der einen wie einer politischen Kulturgeschichte, wie sie vor allem auch im deutschen Sprachraum gepflegt wird, auf der anderen Seite. In hohem Maße zeigt sich Pečar beeinflusst von den Methoden und Prämissen der »Cambridge School«: Insbesondere John G.A. Pococks Konzept der »politischen Sprachen« bildet den Kern des pečarschen Ansatzes. Danach ist der Biblizismus eine von verschiedenen Sprachen oder »Codes«, die den Zeitgenossen zur Verfügung standen, um politische Aussagen zu formulieren. Diese gaben zwar nicht den konkreten Inhalt und noch weniger die Bedeutung des Gesagten vor, sie bildeten jedoch die sprachliche Struktur und das Regelwerk, die das Verständnis und die Akzeptanz politischer Aussagen in einem bestimmten Kontext erleichterte bzw. gar

erst bedingte. Um die Sprache des Biblizismus auf ihr politisches Aussage- und Wirkungspotential hin zu untersuchen, wendet sich Pečar gegen eine vor allem textimmanente Untersuchung und bemüht sich um eine doppelte Kontextualisierung der einzelnen Sprechakte auf sprachlich-textueller wie auf politisch-sozialer Ebene, insbesondere im Hinblick auf die Intention des Sprechers und die komplexen Rezeptionsprozesse eines Textes.

Unter Umkehrung üblicher chronologisch argumentierender Arbeiten, die im Bürgerkrieg ihren Kulminationspunkt setzen, eröffnet der Autor sein Werk mit einem Kapitel über die Auseinandersetzungen um die Politik Karls I. am Vorabend des Bürgerkrieges. Den Biblizismus identifiziert Pečar sowohl in Schottland als auch in England als die gemeinsame Sprache, in der die Relativierung der Königsmacht formuliert wurde, auch wenn die Zielrichtungen und Motive auf Seiten des schottischen *National Covenant* stärker in einem konfessionellen, auf Seiten des englischen Parlaments eher in einem konstitutionellen Kontext zu sehen seien. Auf beiden Seiten wurde jedoch der Politik des Königs die *Lex Dei*, das der Bibel entnommene Gesetz und Wort Gottes, mit dem sich ein exklusiver Wahrheitsanspruch verband, entgegengestellt. Pečar kann dabei vor allem am Beispiel der Fastenpredigten des Langen Parlamentes zeigen, dass Biblizismen nicht allein der Legitimation von Kritik und Widerstand dienten, sondern darüber hinaus selbst einen Handlungsdruck erzeugen konnten, der zur Radikalisierung des Parlamentes und zur Überschreitung bestehender Handlungsgrenzen führte. Die Wurzeln des Biblizismus als »politische Sprache« führt der Autor auf die Reformation zurück, die jedoch in England und Schottland jeweils eigenständige Traditionslinien im Umgang und Gebrauch mit biblizistischer Sprache begründeten. Während in England die Bibel vor allem dazu diente, das neue Modell des englischen Königs als Haupt der Kirche zu

formen, war dem Biblizismus im Kontext der ständischen Reformation in Schottland von Beginn an eine antimonarchische Stoßrichtung inhärent.

Von besonderem Interesse für die Forschung dürften vor allem die beiden mittleren Kapitel des Werks sein. Pečar geht hier auf die Rolle König Jakobs I. als Autor theologisch-exegetischer Traktate ein, die bislang von der Forschung weitgehend marginalisiert wurden. Dagegen kann Pečar zeigen, dass sie ein ganz wesentlicher Bestandteil der Repräsentation Jakobs und damit als wichtiges Instrument in der Durchsetzung politischer Interessen zu sehen sind. Ebenso wie seine politischen Schriften zielten sie auf die Ausweitung des königlichen Handlungsspielraums etwa in der Auseinandersetzung mit den schottischen Presbyterianern oder den Debatten um die englische Thronfolge. Die Darstellung von Jakobs Selbstinszenierung als Theologe und Prophet und seine Flexibilität im Umgang mit englischen und schottischen Befindlichkeiten leistet damit einen wichtigen Beitrag im Rahmen einer andauernden Diskussion über die Bewertung des lange schlecht beleumundeten ersten Stuarts auf dem englischen Thron. Neben der Analyse der Autorentätigkeit Jakobs I. geht Pečar auf den Begriff des *Divine Right* ein, der bis in die jüngste Forschung als Ausdruck des stuartischen Absolutismus diskutiert wird. Hier kann Pečar überzeugend zeigen, dass das *Divine Right* durch die Befürworter einer starken Erbmonarchie als biblizistisches Gegenstück gegen die potenziell herrscherkritische *Lex Dei* entwickelt wurde. Dabei habe es sich nicht um ein einheitliches politisches Konzept gehandelt, das einer kongruenten theologischen Begründung unterlag, sondern vielmehr um eine sich aus verschiedenen biblischen Quellen und Exempla speisende Argumentationsfigur, die in unterschiedlichen Debatten jeweils unterschiedliche Stoßrichtungen besaß und weniger auf eine Ausweitung des königlichen Machtanspruchs denn auf dessen

III

Immunisierung gegen die konkurrierenden Ansprüche etwa der *General Assembly* oder des Papstes zielte. In England wie auch Schottland trug der Biblizismus damit zunächst auch dazu bei, die monarchische Herrschaft zu stützen. Längerfristig erwies sich diese Legitimationsstrategie jedoch als nicht unproblematisch: In den politischen Auseinandersetzungen der späten Regierungsjahre Jakobs und des Beginns der Herrschaft Karls I. wurde das Verhalten der Stuart-Herrscher, etwa die Passivität in dem in England als Glaubenskrieg wahrgenommenen Dreißigjährigen Krieg oder die dynastischen Eheverhandlungen mit den katholischen Mächten Spanien und Frankreich, zunehmend im Gegensatz zur *Lex Dei* gesehen und somit ein Bewertungsmaßstab geboten, der schließlich der Erosion der Königsherrschaft Vorschub leisten sollte.

Pečar ist es mit seiner komplexen Studie, die immer auch gegensätzliche und parallele Entwicklungen berücksichtigt, ohne dabei an Stringenz in der Argumentation zu verlieren, gelungen, die abundanten Forschungen zur Entstehung des Bürgerkrieges und zur politischen Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts um einen entscheidenden Aspekt zu erweitern. Durch die »Übersetzung« des Biblizismus trägt er dazu bei, politische Kommunikationsprozesse der Zeit auf ihren sprachlichen und außersprachlichen Kontext zu beziehen. Dabei erschließt er zum einen zahlreiche Werke, deren politischer Wert angesichts der weitgehenden Ausblendung biblizistischer Sprachmuster bislang nicht erkannt worden war, und gibt anderen, allseits bekannten, eine ganz eigenständige Interpretation, indem er eben deren biblische Deutungsebene herausarbeitet. Eine Monopolisierung der politischen Sprache des Biblizismus zu Gunsten bestimmter politischer Positionen gelang nach Pečar nicht, vielmehr spiegelt sich die Auseinandersetzung um politische Inhalte nicht zuletzt auch im Kampf um die Deutungshoheit in Bezug auf die Sprache des Biblizismus. Obwohl Pečar deutlich

macht, dass es sich hier nur um eine von verschiedenen politischen Sprachen handelte, kann seine These von der tendenziell konfliktverschärfenden Wirkung aus der Bibel abgeleiteter Argumentationsweisen überzeugen und gibt so in einem entscheidenden Punkt einen Einblick, wie sich Konfliktlinien und Abgrenzungen innerhalb eines geteilten Wertekonsenses und einer gemeinsamen Sprache entwickelten, ohne auf dichotome Modellbildungen zurückgreifen zu müssen. Dabei überschreitet der Autor das ursprüngliche pococksche Konzept der »politischen Sprachen«, indem er auch auf die nichtsprachliche symbolische Kommunikationsebene rekurriert, etwa die Inszenierung Heinrichs VIII. oder Jakobs I. als Distributoren des Gotteswortes. Es bleibt zu hoffen, dass diese Arbeit Nachfolger findet, die über die Sprache des Biblizismus hinaus die Verflechtungen und Abgrenzungen zwischen verschiedenen »politischen Sprachen«, wie sie bei Pečar anklingen, genauer in den Blick nehmen.

KERSTIN WEIAND (MARBURG)

■ Die Form des Werdens

Janina Wellmann, *Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie, 1760–1830, Göttingen (Wallstein Verlag) 2010, 429 S., 68 Abb., 39,90 €*

Nach Aussage des Biologen Ernst Mayr hat die Evolutionsbiologie zwei darwinsche Revolutionen hinter sich. Die erste verursachte Darwin selbst, die zweite folgte durch die so genannte Synthetische Theorie der Evolution in den 1930er- bis 1950er-Jahren. Heute erleben wir nun eine dritte Revolution, die eine noch breitere Synthese zu entwickeln verspricht. Unabhängig von deren Ergebnissen wird jetzt schon sichtbar, dass die evolutionäre Entwicklungsbiologie (EvoDevo) eine entscheidende Rolle in diesem »theoretischen Quantensprung« spielen wird. Die EvoDevo hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Bereiche von Entwicklungs-

biologie und Evolutionsbiologie zu verbinden. In dieser Hinsicht ist der Bedarf an historisch-theoretischen Untersuchungen im Bereich der Entwicklungsbiologie besonders akut. Janina Wellmanns *Die Form des Werdens* ist eine solche Studie, die eine der geschichtlichen Lücken zu schließen verspricht. Wellmann thematisiert die frühe Entwicklungsbiologie (Embryologie) in einem sehr breiten historisch-kulturellen Kontext.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung, nämlich die Frage nach der Rolle von Bildern in der Genese biologischer (hier embryologischer) Theorien, ist für wissenschaftshistorische Doktorarbeiten nicht ungewöhnlich. Genauer: Wie beeinflussten die visuellen Darstellungen der Embryologen Caspar Friedrich Wolff, Christian Heinrich Pander oder Karl Ernst von Baer die embryologische Sichtweise? Wenig überraschend kommt die Autorin zum Ergebnis, dass die »Formen der visuellen Repräsentation« für die Entstehung »eines neuen konzeptuellen Rahmens« zentral gewesen seien. Die dynamischen Veränderungen, die die Forscher im Mikroskop sahen, bedurften einer verallgemeinerten Sichtweise, die dazu dienen sollte, die komplexe Dynamik als einen geordneten Prozess zu denken. Janina Wellmann verbindet diese neue Sichtweise mit der Idee des Rhythmus: Die Antwort auf ihre Fragestellung liefere, so die These des Buches, die »Episteme des Rhythmus«. Rhythmus wird dabei als eine Struktur der abweichenden Wiederholung definiert. »Die Rolle der rhythmischen Episteme in der Begründung der modernen Biologie ist bisher nirgends postuliert worden«, behauptet die Autorin und macht hier ein Forschungsdesiderat aus.

Somit öffnen sich für Wellmann zahlreiche Perspektiven, die Embryologie als Teil eines Kulturprozesses zu betrachten. Allerdings wird dem Leser und der Leserin die komplizierte Begrifflichkeit »Episteme des Rhythmus« nicht ganz erschlossen.

Die ersten drei von zehn Kapiteln des Buches sind der Analyse der Begrifflichkeit »Rhythmus« gewidmet, die, so Wellmann, als »zentrale epistemologische Kategorie in literatur-, kunst- und musiktheoretischen Schriften der Zeit zwischen 1760 und 1830 entworfen wurde«. Die Kapitel vier bis sechs thematisieren die Bedeutung des Rhythmus für die Entwicklung der Biowissenschaften im 18. Jahrhundert. Das siebte und achte Kapitel bringen die bildliche Dimension des Rhythmischen ins Spiel. Anschließend werden in den Kapiteln neun und zehn die gewonnenen Erkenntnisse auf die Analyse der Theorien der Gründungsväter der Embryologie – Pander und von Baer – übertragen.

Die eigentliche wissenschaftshistorische Analyse beginnt im vierten Kapitel, das sich mit der epigenetischen Theorie von Wolff beschäftigt. In ihrem Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, was für Wolff Entwicklung sei, nimmt Wellmann den Leser mit auf eine spannende Reise durch dessen Traktate. Dabei konzentriert sie sich auf die Begriffe »Wiederholung, Puls, und Spirale«, wobei sie nicht nur die embryologische Entwicklung, sondern auch andere organische Prozesse (Metamorphose, Ernährung, Stoffwechsel etc.) mit in den Blick nimmt. Das Kapitel ist eine hervorragende Zusammenfassung der wolffschen Entwicklungslehre mit detaillierten Bildanalysen. Trotzdem erscheint der Hauptschluss des Kapitels, dass es gerade »die Episteme des Rhythmus« ist, die dieses »Gefüge vom Ganzen und seinen Teilen, von Ordnung von Zeit« erlauben, als überflüssig, da es sich per Definition um eine Stufenfolge embryonaler Entwicklungsformen handelt. Sicherlich bildet die Idee des Rhythmus eine paradigmatische Rolle für das wolffsche Denken, nur könnte man das a priori von allen Entwicklungsbiologen behaupten. Gerade das macht Wellmann in den folgenden Kapiteln (wenn auch a posteriori). Immer wieder wiederholt sie den gleichen Zugang: Auf eine sehr informativ

113

und gründlich verfasste Zusammenfassung des jeweiligen Entwicklungsbiologen folgt die Schlussfolgerung, dass die »Episteme des Rhythmus« ihre nicht übersehbaren Spuren hinterließ. Als besonders »leichte Beute« erweist sich dabei Johann Wolfgang von Goethe, dessen Naturdichtung über die *Metamorphose der Pflanze* an sich eine Synthese von Literatur, Musik, Naturwissenschaften und des Rhythmischen darstellt.

Das oben Gezeigte stimmt jedoch nicht für das siebte (Der Rhythmus der Bilder: Die Ikonographie der Bewegung) und achte Kapitel (Epigenetische Ikonographie). Im siebten Kapitel rekonstruiert die Autorin eine Geschichte der ikonografischen Form, die im 16. Jahrhundert beginnt. Die Übersicht umfasst Instruktionsgrafiken aller Art (Fechten, Eislaufen, Voltigieren, militärische Grafiken) und führt den Leser zu dem Schluss, dass »die Instruktionsgraphik der Bewegung« eine »komplexe graphische Erfindung« ist. Gleichzeitig verkörperten die Instruktionsgrafiken die Entstehung einer visuellen Kultur, die es ermöglichte, komplexe rhythmische Muster zu verarbeiten. Gerade diese »Bild-Strategien« ähneln den entwicklungsbiologischen Mustern: »Die Entwicklungstheorie der Faltung von Membranen war bei Pander und Baer ohne die Bildform der Serie nicht denkbar.« Diese These wird in den zwei abschließenden Kapiteln überzeugend vertieft. Problematisch dagegen ist der Versuch, die Analyse der visuellen Kultur ins Prokrustesbett der »Episteme des Rhythmus« zu legen. Die Beschreibung der Entstehung und des Einflusses der Bildform der Serie ist eine wertvolle Präzisionsarbeit, die die Rolle des Bildlichen in einer Wissenskultur erschließt. Die Metapher des Rhythmus addiert jedoch fast nichts zu diesem neu gewonnenen Bild.

Diese Meinung kann man auch prinzipiell vom Gesamtwerk vertreten: Wissenschaftshistorisch gesehen ist der Wissensgewinn der angewendeten Rhythmus-Episteme erstaunlich gering. Zum

Beispiel in der Beschreibung der wolffschen Epigenese sind wir nach der Lektüre des Buches kaum viel weiter als nach der Lektüre des klassischen Werks von Abba E. Gaissinovitch (1961). Sowohl die Zusammenfassungen der entwicklungsbiologischen Konzepte wie auch ihre Kontextualisierung innerhalb der entsprechenden visuellen Kulturen sind hervorragend, bringen jedoch in Verbindung mit der Rhythmusmetapher kaum neue wissenschaftshistorische Befunde mit sich. Symptomatisch ist zudem der für ein ca. 400-seitiges Buch sehr kurze Schluss. Hier behauptet die Autorin unter anderem, dass »die Suche nach Ordnung und Begrenzung der Zeit« eines der Hauptmerkmale der neuen Biologie war und ist. Dagegen ist wenig einzuwenden. Ob man die fortschreitende Strukturierung der Zeit (die eigentlich für die ganze Wissenschaftsevolution entscheidend ist) nur auf die »neue« Biologie begrenzen und mit dem Titel »Rhythmus« versehen sollte, bleibt dabei jedoch fraglich.

Der Rezensent konnte sich nicht enthalten, die berühmte poppersche Kritik des Freudismus auf die Methode des Buches anzuwenden. Sobald man die Postulate der freudschen Psychoanalyse annimmt, so die Kritik, findet man die Beweise überall. Genauso ist es mit der Rhythmus-Episteme: Sobald wir uns die Aufgabe gestellt haben, die Bedeutung des Rhythmus in den Biowissenschaften zu erschließen, werden wir die Beweise dafür überall finden, zumal die vorgelegte Definition des Rhythmus ganz allgemein ist und die Anwendung in der Biologie mittels Analyse der Bildlichkeit erfolgt. Wo finden wir den Rhythmus nicht? Hat etwa platonische Rhythmusapologetik die aristotelische Theorie der Epigenese beeinflusst? Aleksej F. Losev, der Autor der fundamentalen *Geschichte der antiken Ästhetik* (Moskau 1994), schrieb in diesem Zusammenhang: »Somit umfasst der Rhythmus – als eine gewisse Ordnung der Bewegung – im Platonischen Ver-

ständnis durchaus die ganze Wirklichkeit, beginnend mit dem individuellen und gesellschaftlichen menschlichen Leben durch die Sphäre der Künste bis zur Bewegung des Kosmos als Ganzes« (Übersetzung des Rezensenten). Ist eine größere Bedeutung des Rhythmischen vorstellbar? Da aber die platonische Lehre als Paradigma der gesamten europäischen Kultur diene, kann man die Geschichte aller Wissenschaften aus dem Gesichtspunkt der »rhythmischen Episteme« schreiben. Wird das aber die Wissenschaftsgeschichte bereichern?

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Stärke des Buches im Erschließen der Rolle nicht-biologischer visueller Kultur für das entwicklungsbiologische Denken liegt. Der Versuch, die (fast) allumfassenden Metapher (Rhythmus) zu verwenden, ist dagegen eine überflüssige (das heißt jedoch nicht zwangsläufig falsche) intellektuelle Übung.

GEORGY LEVIT (JENA/HALIFAX)

■ Die Leichen der Seine

Richard Cobb, Tod in Paris. Die Leichen der Seine 1795–1801, übersetzt von Gabriele Gockel und Thomas Wollermann, Stuttgart (Klett-Cotta) 2011, 196 S., 19,90 €

Die Toten sprechen im Buch des britischen Historikers Richard Cobb. Sie erzählen von der Banalität des Alltags im Paris der Revolutionszeit. Die bunt zusammengewürfelte, mit Flickern und Löchern übersäte Kleidung eines Mannes, der tot aus der Seine gezogen wird, wird zum Zeugnis der Armut vieler dieser Toten. Der Inhalt einer Hosentasche – kleine Münzen, ein abgebrochenes Messer, eine halbe Brille, ein Messingknopf – berichtet von individuellen Entscheidungen, die scheinbar nutzlosen Gegenständen einen Wert beimessen.

Die Grundlage des zuerst 1978 auf Englisch veröffentlichten Buchs sind 404 Untersuchungsberichte aus dem Pariser

Leichenschauhaus über Selbstmorde, Morde, Unfälle und manchmal auch natürliche Todesfälle von 1795 bis 1801. Dabei handelt es sich meistens um Leichen, die aus der Seine geborgen wurden. In fünf Kapiteln berichtet Cobb aus dem Inhalt dieser Akten.

Er beginnt mit einer genauen Beschreibung der Quellen und kommentiert ihren Entstehungszusammenhang, ihren Inhalt, ihre Sprache, ihre Autoren, ihre Repräsentativität. Die Akten des Leichenschauhauses zeugen von einem bürokratischen Eifer, der Michel Foucaults These von der Disziplinierung durch genaue Beobachtung und Überwachung eindrucksvoll bestätigt. Die Protokolle erfassen die kleinsten Details. Neben einer Beschreibung der Kleidung der Toten, ihrer Statur und Haarfarbe finden sich Hinweise auf Sommersprossen, Muttermale, Wunden und unterschiedlich gewickelte Verbände.

Ein weiteres Kapitel hat die Toten und ihre Todesursachen zum Thema, insbesondere diejenigen, die sich vermutlich mit einem Sprung in die Seine selbst getötet haben. Cobb präsentiert eine quantitative Analyse seiner Daten. Wie viele Männer und Frauen sind unter den Selbstmördern? An welchem Tag und in welchem Monat haben sie sich getötet? Wo wurden sie gefunden? Wo lebten sie? Welchen Berufsgruppen gehörten sie an? Warum töteten sie sich?

Cobb korreliert seine Daten mit den Ereignissen der Revolution und stellt keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl von Selbsttötungen und der zunehmenden Radikalisierung und Gewalt der Revolution fest. Die fehlende Verbindung führt zu der ebenso banalen wie faszinierenden Feststellung, dass das Leben eines großen Teils der Pariser Bevölkerung seinen normalen Gang nahm, während in nächster Nähe die Guillotine Hunderte von Leben auslöschte und heftig protestiert, debattiert und gekämpft wurde. Der Versuch, Rückschlüsse auf die Motive der Selbstmörder

II5

und Selbstmörderinnen zu ziehen, fällt weniger überzeugend aus. Insbesondere Cobbs geschlechtsspezifische Erklärungen sind geprägt von Annahmen, die im 19. Jahrhundert von Émile Durkheim entwickelt wurden: Frauen nehmen sich seltener das Leben, weil sie stärker von Religion geprägt sind als Männer, und wenn sie sich töten, dann als Reaktion auf Ereignisse im privaten Raum. Die Selbstmorde von Männern hingegen, so diese Erklärung, spiegeln die ökonomische und politische Situation ihrer Gesellschaft.

Ein anderes Kapitel hat die soziale Welt der Pariser Bevölkerung, die in unmittelbarer Nähe des Flusses lebte, zum Thema. Die Akten dokumentieren, wie schnell die Leichen der Seine von Nachbarn und Freunden identifiziert wurden und wie viele Beobachter Zeugen von Todesfällen wurden oder verschiedene andere Dinge mitzuteilen hatten. Cobb nimmt diese Informationen als Basis einer detaillierten und hochinteressanten Beschreibung der engen Welt dieser Gesellschaft, in der jeder jeden beobachtete, es keine Trennung von privatem und öffentlichem Leben gab und Neugier, Gerede und Gerüchte das Leben bestimmten. Der Autor bringt es auf den Punkt, wenn er von einer Gesellschaft spricht, »die zur Straße hin offen ist«.

Knöpfe, bunte Stoffe, Strümpfe, Schnupftabakdosen und Taschentücher stehen im Zentrum eines weiteren Kapitels. Hier nutzt Cobb die detaillierte Beschreibung der Kleidungsstücke der Toten, um Schlussfolgerungen über die Bedeutung von Mode und Accessoires zu ziehen. Durchgeschauerte Ärmel, drei übereinander getragene Röcke, ein zur Weste umgenähter Militärrock und geflickte Halstücher dokumentieren die Armut, aber auch den schwungvollen Gebrauchtkleiderhandel. Auch die Fantasie der Not, die kleinsten Stoffetzen einen Wert zumaß, wird sichtbar, konnten diese Fetzen doch noch als Flicker dienen, um ein zerlöcherntes Hemd wieder nutzbar zu machen. Cobbs Stärke

ist die Fähigkeit, der Banalität des Alltags spannende Seiten abzugewinnen. So kommentiert er die überraschende Farbigkeit der Lumpen der Armen und vergleicht sie mit der »Kleidung eines Hofnarren«. Für einen kurzen Moment wird der Schwarzweißfilm, den wir meist mit historischen Lebenswelten verbinden, farbig.

Cobbs Analyse hat nicht die analytische Tiefe und den methodologischen Rahmen anderer Mikrogeschichten, die in der gleichen Zeit veröffentlicht wurden, wie zum Beispiel Natalie Zemon Davis' *Martin Guerre* oder Carlo Ginzburgs *Der Käse und die Würmer. Tod in Paris* besitzt eher essayistische Qualitäten als historische Tiefenanalyse. Vertreter und Vertreterinnen der Historischen Kriminalitätsforschung, Mikrogeschichte und Revolutionsforschung auf der Suche nach neuen Erkenntnissen werden von der Lektüre enttäuscht sein. Historisch interessierten Leserinnen und Lesern, die sich auf einen imaginären Spaziergang durch enge Gassen entlang der Seine begeben möchten, um für einen Moment in den faszinierenden Alltag kleiner Leute aus dem Paris der Revolutionszeit einzutauchen, ist die Lektüre des schön ausgestatteten und sorgfältig aus dem Englischen übersetzten kleinen Bandes dagegen sehr zu empfehlen.

VERA LIND (DEKALB)

■ Mit Kochlöffel und Staubwedel

Andrea Althaus (Hg.), *Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag (Damit es nicht verloren geht ...; Bd. 62)*, Wien/Köln/Weimar (Böhlau) 2010, 293 S., 24,90 €

Das bis heute gängige Bild von »dem« Dienstmädchen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ist geprägt durch zwei sehr gegensätzliche Stereotype: auf der einen Seite die »Perle«, die ihr eigenes Leben aufopferte, um »ihrer« Familie bis ans Lebensende zu dienen, auf der anderen Seite das geradezu

konträre Bild vom listigen und diebischen Dienstmädchen. Andrea Althaus möchte mit der Herausgabe und Kontextualisierung dreier Lebensberichte von Dienstmädchen diese Stereotype aufbrechen und ein vielschichtiges Bild von diesem Berufsstand zeigen. Alle drei Autobiografien stammen aus der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Seit der Gründung im Jahr 1983 ist der Bestand auf mittlerweile über 3.000 Selbstzeugnisse angewachsen. Aus dieser Sammlung werden jährlich in zwei bis drei Bänden der Reihe »Damit es nicht verlorengeht ...« lebensgeschichtliche Erinnerungen veröffentlicht und gleichzeitig mit einer wissenschaftlichen Einordnung in den aktuellen Forschungskontext versehen.

In Deutschland kamen die Forschungen zu Dienstmädchen weitgehend zum Erliegen, nachdem in den 1980er und 1990er Jahren eine Vielzahl von Arbeiten vor allem zum Thema »Dienstmädchen um die Jahrhundertwende« veröffentlicht wurde. Die grundlegende Untersuchung ist nach wie vor die von Dorothee Wierling vom Ende der 1980er-Jahre, auf die sich auch Althaus stützt. Arbeiten, die das Thema im 20. Jahrhundert untersuchen, fehlen fast gänzlich. Erst im Rahmen der Bürgertumsforschung, die seit dem Ende der 1990er Jahre der Frage nachging, ob auch nach 1945 noch von einem Bürgertum gesprochen werden kann, kam das Dienstmädchen wieder in den Blick – diesmal im Hinblick auf die Frage, was aus dem für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts wichtigen Statussymbol des Dienstmädchens im 20. Jahrhundert geworden ist. In Österreich erschienen dagegen kontinuierlich Untersuchungen zu Dienstmädchen bzw. Hausgehilfinnen. Als Beispiel sei hier die Dissertation von Traude Bollauf genannt, in der diese die Emigration jüdischer Dienstmädchen in den 1930er und 1940er Jahren untersucht. Die Quelledition von Althaus ergänzt die analytischen Publikationen um einen biografischen Zugang.

Die drei Selbstzeugnisse wurden von der Herausgeberin sehr gezielt ausgewählt, denn sie zeigen die Varianz von Lebensläufen, trotz eines alle drei Frauen verbindenden Berufs. Die drei Lebensberichte decken darüber hinaus die Zeit des ausgehenden Kaisertums (bis 1867), der k. u. k. Monarchie (1867–1918), der Ersten Republik (1918–1938) und der nationalsozialistischen Herrschaft (1938–1945) ab.

Helene Gasser (1834–1908), die wie fast alle Dienstmädchen im 19. Jahrhundert aus ärmlichen Verhältnissen stammte, hatte es bis zu einer Anstellung in der sehr wohlhabenden und angesehenen Wiener Familie Fleischl gebracht. Hier hatte sie für über 35 Jahre Anteil an dem großbürgerlichen Leben der Familie, in der bekannte Persönlichkeiten der Zeit, so beispielsweise Marie von Ebner-Eschenbach und Betty Paoli, ein und aus gingen.

Der zweite Lebensbericht stammt von Marie Konheisner (1875–1958), die beim späteren Oberkommandanten der k. u. k. Armee Kövess diente. Die Schilderung setzt mit dem Tag ein, an dem sie ihre Stelle als Dienstmädchen antrat. Das Leben der Familie und damit auch das ihrige waren stark geprägt von den unterschiedlichen militärischen Stationen des Dienstgebers und den damit notwendigen Umzügen. In ihrer Autobiografie beschreibt sie vor allem den großen Einschnitt des Ersten Weltkrieges. Der Zusammenbruch der Monarchie bedeutete für ihren Arbeitgeber gleichzeitig den Verlust der Existenzgrundlage, sein Vermögen war schon während des Krieges verloren gegangen. Für Marie Konheisner hatte dies zur Folge, dass sie nicht mehr wie zuvor »nur« für das Kochen zuständig war, sondern den ganzen Haushalt versehen musste.

Die dritte Autobiografie, die von Johanna Gramlinger (1904–1998) stammt, unterscheidet sich vor allem darin von den zwei vorangegangenen Berichten, dass Johanna Gramlinger immer wieder ihre Arbeitsstelle wechselte. Sie erlebte die gesamte Spann-

breite an Arbeitgeberhaushalten und verübte von der Aushilfsköchin bis hin zum feinen Stubenmädchen auf Schlössern die unterschiedlichsten Aufgaben. Getrieben wurde sie von dem Wunsch, nicht auf der Position des Dienstmädchens zu verbleiben, sondern sich fortzuentwickeln, was ihr jedoch nur begrenzt gelang.

Die ausgewählten Darstellungen geben exemplarisch einen Einblick in die Entwicklung des Berufsstandes. Johanna Gramlinger versuchte, sich Anfang der 1930er-Jahre mit viel Ehrgeiz berufliche Perspektiven aufzubauen und besuchte eine Handelsschule in München. Für Helene Gasser, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts arbeitete, wäre ein Ausscheren aus dem Dienstmädchenberuf kaum denkbar gewesen. Für sie war es auch noch ganz selbstverständlich, geduzt zu werden, während die Herrschaft natürlich gesiezt wurde. Johanna Gramlinger berichtet hingegen, dass sie »schon schockiert« gewesen sei, als sie bei einer Vorstellung in einem neuen Haushalt einfach geduzt wurde.

Dem Berufsstand der Dienstmädchen wohnte die Besonderheit inne, dass in keinem anderen Arbeitsverhältnis zwei soziale Schichten so direkt aufeinandertrafen. Dieser Aufprall zweier Lebenswelten wird zum Beispiel im Bericht von Helene Gasser deutlich. Im Arbeitgeberhaushalt verkehrte die berühmte Schriftstellerin Betty Paoli. In ihren Erinnerungen schreibt Helene Gasser mit einem gewissen Amüsement über sich selber, dass sie zu Beginn ihrer Dienstzeit gerätselt hätte, was diese wohl tue, und davon ausgegangen wäre, dass eine Schriftstellerin jemand sei, der »Bücher und Schriften aufeinander stelle [...], dass sie nicht so herumliegen [...]«.

Alle Berichte der Quellenedition lassen sich gleichzeitig auch als Fokus auf die sozialen und gesellschaftlichen Zustände des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lesen. So wirft der Hinweis von Helene Gasser, dass der Lehrer ihrer ersten Schuljahre es nicht für nötig befunden hätte, ihr und

ihren Geschwistern das Schreiben beizubringen, ein Licht darauf, was in der Mitte des 19. Jahrhunderts als notwendig zum einen für ein Mädchen und zum anderen für Kinder aus armen Familien angesehen wurde. Während das Lesen auch für einfache Berufe wichtig war, ging der Lehrer nicht davon aus, dass je eines der Kinder eine Tätigkeit ergreifen würde, die Schreibkompetenz erfordert hätte. Die drei Berichte ermöglichen einen Einblick in die bürgerlichen Haushalte und die Veränderungen, denen diese unterworfen waren. Viele einstmals bürgerliche Familien konnten ihren Lebensstandard nicht mehr halten und mussten Personal entlassen oder sparten sich das »Repräsentationsmerkmal« Dienstmädchen vom Munde ab, wie der Bericht von Marie Konheiser beispielhaft zeigt.

Die Edition der Lebensberichte befindet sich am Kreuzungspunkt mehrerer geschichtswissenschaftlicher Zugänge. Als erstes ist hier eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise zu nennen. Die Berichte ermöglichen Forschungen sowohl auf dem Gebiet der Alltags- und Mentalitätsgeschichte als auch auf dem der Gender Studies. Die Autobiografien ließen sich aber ebenso für Forschungen zum Berufsbegriff auswerten und es könnte beispielsweise danach gefragt werden, welche Bedeutung die drei Frauen ihrer Tätigkeit beimaßen und wie sich dies vom 19. zum 20. Jahrhundert veränderte. Der Wert der Quellenedition liegt darin, dass zum einen die Individualität und Vielschichtigkeit deutlich wird, sich zum anderen aber übergreifende Fragestellungen abzeichnen, denen es nachzugehen gilt. Wie veränderte sich das Berufsbild im Laufe der Zeit? In welcher Rolle sahen sich die Akteurinnen? Wo lassen sich Parallelen trotz der unterschiedlichen Berichtszeiträume erkennen, welche Brüche lassen sich ausmachen? Welche Stellung nahmen die Dienstmädchen im bürgerlichen Haushalt ein? Die Quellenedition macht deutlich, wie spannend Selbstzeugnisse von Dienstmädchen nicht nur für

deren Geschichte, sondern auch als Fokus auf gesamtgesellschaftliche Phänomene sein können.

MAREIKE WITKOWSKI (OLDENBURG)

■ Zuflucht in der Karibik

Marion Kaplan, Zuflucht in der Karibik. Die jüdische Flüchtlingssiedlung in der Dominikanischen Republik 1940–1945 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden; Bd. 36), Göttingen (Wallstein Verlag) 2010, 282 S., 32 Abb., 24,90 €

Marion Kaplans *Zuflucht in der Karibik* ist eine Studie über die jüdische Flüchtlingssiedlung in der Dominikanischen Republik in den Jahren 1940–1945. Die Übersetzung ihres 2008 veröffentlichten Buchs *Dominican Haven* beschreibt die Gründung, Entwicklung und Probleme der jüdischen Siedlung Sosúa, die ab 1940 für über 700 jüdische Flüchtlinge aus Europa errichtet wurde.

Kaplans Buch ist eine von drei Arbeiten, die sich in jüngerer Zeit der Erforschung der Siedlung Sosúa angenommen haben. Dem Buch Kaplans folgten 2009 Hans-Ulrich Dillmanns und Susanne Heims *Fluchtpunkt Karibik. Jüdische Emigranten in der Dominikanischen Republik* und Allen Wells *Tropical Zion. General Trujillo, FDR, and the Jews of Sosúa*. Kaplans Studie will »aus der viel engeren Perspektive Sosúas neues Licht auf die Gesamtproblematik« von Rettungsaktionen für Juden im Zweiten Weltkrieg werfen.

Ausgangspunkt der jüdischen Siedlung Sosúa war die Konferenz von Evian im Juli 1938. Diese wurde mit dem Ziel einberufen, eine Lösung für die fast 200.000 Juden zu finden, die seit dem »Anschluss« Österreichs von den Deutschen über die Grenzen getrieben wurden. Von den beteiligten 32 Staaten unterbreitete allein die Dominikanische Republik ein Angebot, nämlich die Aufnahme von 100.000 jüdischen Flüchtlingen als Siedler. Kaplan sieht

als Grund für das ungewöhnliche Angebot den (philosemitischen) Rassismus des dominikanischen Diktators Rafael Trujillo. Neben der Verbesserung der eigenen internationalen Reputation nach einem brutalen Massaker an Haitianern drei Jahre zuvor versprach sich Trujillo vor allem die »Aufwertung des genetischen Materials« der dominikanischen Bevölkerung durch die weißen mitteleuropäischen Juden. Trotz schwerer Bedenken aufgrund dieser Voraussetzungen entschloss sich das *American Jewish Joint Distribution Committee (Joint)* dazu, mit der dominikanischen Regierung zu kooperieren.

Das *Joint*, das bereits in den 1920er-Jahren jüdische Siedlungsprojekte auf der Krim realisiert hatte, gründete die *Dominican Republic Settlement Association (DORSA)*, die in Zusammenarbeit mit der dominikanischen und der US-amerikanischen Regierung zur Trägerinstitution wurde. Im März 1940 wurden schließlich die ersten jüdischen Flüchtlinge in die neu gegründete Siedlung Sosúa aufgenommen. Drei Jahre später war bereits die Höchstzahl erreicht: Statt der geplanten 100.000 Flüchtlinge lebten nun 476 Siedler in Sosúa.

Die Arbeit Kaplans verfolgt zwei Ziele. Sie ist erstens eine Mikrostudie der Entwicklung Sosúas und seiner Bewohner, zweitens aber auch eine kritische Auseinandersetzung mit der US-amerikanischen Flüchtlingspolitik der vierziger Jahre. Sosúa war Asylort und Modellprojekt in einem. Nicht nur als kurzfristige Lösung konzipiert, sollte sie vielmehr aus Sicht der DORSA beweisen, dass in der Gründung landwirtschaftlicher Siedlungen die Lösung der jüdischen Flüchtlingsproblematik liegen könnte.

In den ersten Jahren überwogen jedoch die Probleme und Misserfolge, die Kaplan anhand von Memoiren, Briefwechseln und eigenen Interviews mit ehemaligen Siedlern darstellt. Die Gründung der Siedlung erzwang den Einsatz hoher finanzieller und logistischer Mittel. Die benötigten

119

Maschinen und Ersatzteile mussten aus den Vereinigten Staaten importiert werden, die ungewohnten klimatischen Verhältnisse vereitelten eine effektive Landwirtschaft und der Verwaltungsapparat der DORSA wuchs unaufhörlich. Diesen äußeren Faktoren stand vor allem die psychische und physische Konstitution der »Neusiedler« entgegen. Sie waren vorwiegend mitteleuropäische Städter und keine Bauern und betrachteten Sosúa daher als vorübergehendes Exil und nicht als neue Heimat. Sie litten an posttraumatischen Störungen und lebten in ständiger Angst um das Leben ihrer in Europa zurückgebliebenen Angehörigen. Um die Startschwierigkeiten zu überwinden, musste die DORSA nahezu alle Lebensbereiche subventionieren und schuf auf diese Weise, so Kaplan, eine Art »Wohlfahrtsstaat«.

Kaplan zeigt aber auch die Erfolge der Siedlung. Einige wirtschaftliche Betriebe konnten schon nach wenigen Jahren von den Subventionen ausgenommen werden – darunter die berühmte Molkereiproduktion. Auch der Tourismus, heute ein Markenzeichen der Dominikanischen Republik, nahm in Sosúa seinen Ausgangspunkt. Und nicht zuletzt ist es Teilen der jüngeren Generation gelungen, sich in der neuen Umgebung, Kultur und Sprache einzuleben und die Dominikanische Republik nicht nur als Exilort zu begreifen.

Trotz allem stagnierte die Entwicklung Sosúas wenige Jahre nach der Gründung. Potentielle Siedler erhielten keine Visa oder es fehlte an Schiffspassagen. Nach dem Krieg begann sich die Siedlung schließlich schrittweise aufzulösen. Weder die Siedler noch das *State Department* und zuletzt nicht einmal mehr die DORSA wollten Sosúa weiter unterstützen.

Kaplans Studie demonstriert eindrücklich die begrenzten Möglichkeiten einer derartigen Siedlung. Mit dem Ziel, Modellprojekt für weitere Großsiedlungen zu werden, versank Sosúa alsbald in den alltäglichen Problemen. Der anfänglichen Euphorie folgte alsbald die Ernüchterung.

Zehn Millionen Juden waren Anfang der 1940er-Jahre vom Vernichtungskrieg der Deutschen bedroht, weitere Millionen befanden sich auf der Flucht vor den Nationalsozialisten. Im Anschluss an David Wyman vertritt eine Forschungstradition die Ansicht, dass die Ansiedlung von Juden in ländlichen Regionen Süd- und Mittelamerikas, Australiens, Kanadas oder Kenias Hunderttausende hätte retten können. Dieser These folgt Kaplan. Indem sie aber die Realität eines solchen Versuchs im Detail untersucht, geht sie weit über die bestehende Forschungsliteratur hinaus. Ihre Arbeit zeigt, dass derartige Projekte ihrem größeren Anspruch nicht gerecht werden konnten. Sosúa war lediglich eine kleine jüdische Flüchtlingsiedlung und keinesfalls die Lösung der Flüchtlingsproblematik. Diese war in den 1940er-Jahren so komplex, dass mit der Studie Kaplans der Blick zwar erweitert werden kann, die »Gesamtproblematik« aber noch nicht in neuem Licht erscheint.

Dennoch erweitert Kaplans Methode, die politische Geschichte der Flüchtlingsiedlung mit der Sozialgeschichte ihrer Bewohner zu verbinden, die Perspektive. Dass Kaplan zwar den Rassismus des Diktators Trujillo und dessen Massaker an den Haitianern eingangs erwähnt, in der folgenden Darstellung dennoch ein fast durchgängig positives Bild Trujillos als »einzigen Lichtblick« zeichnet, ist jedoch irritierend. Die Regierungspolitik der Dominikanischen Republik wird so als positives Gegenmodell zur »feindseligen und obstruktiven Haltung des US-Außenministeriums« erklärt. Angesichts des Weltkriegs, des Holocaust und der vielfältigen Probleme der internationalen Flüchtlingspolitik ist eine solche dichotome Gegenüberstellung zu verkürzt.

DAVID JÜNGER (BERLIN)

■ Dissonant lives

Mary Fulbrook, *Dissonant lives. Generations and violence through the German dictatorships*, New York (Oxford University Press) 2011, 515 S., \$ 65

In einem seiner auf das Wesentliche verdichteten Sätze, die das Nachdenken lohnen, hat Reinhart Koselleck darauf hingewiesen, dass das Begriffspaar Innen/Außen zu denjenigen »Grundfiguren« zähle, »auf die alle Geschichten rückführbar sind, auch wenn sie sich inhaltlich ins Unendliche differenzieren«. Wie Oben/Unten oder Früher/Später gehöre es zu den »anthropologischen Differenzbestimmungen, die ihre zeitlichen Konsequenzen aus sich hervortreiben«. Die Aussage lässt gerade Historiker und Historikerinnen demütig das Haupt senken. Wir suchen ja stets nach dem historisch Spezifischen, danach, was einer Zeit verhaftet ist und mit ihr vergeht, danach, was sich ändert. Zugleich beschleicht uns gelegentlich der Argwohn, dass wir es bei der konkreten historischen Arbeit zwar mit zeitspezifischen, aber eben doch Variationen ähnlicher Grundkonstellationen zu tun haben. So befindet sich auch Mary Fulbrook in ihrem großen Buch *Dissonant lives*, dass sich ihre für die beiden deutschen Diktaturen im 20. Jahrhundert konzeptionalisierte »history from within« durchaus auch auf demokratische Gesellschaftssysteme übertragen lasse. Das ist keinesfalls skrupellose Gleichsetzung, sondern eben der Einsicht in die historische Variabilität jener Grundkonstellation geschuldet. Denn die Frage nach dem Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft, von Innen und Außen, die Fulbrook antreibt, kann und muss für jede Gesellschaft – auch für unsere heutige! – gestellt werden.

Dass Menschen ein »soziales Selbst« entwickeln, um gesellschaftlich geltenden Normen und Werten zu entsprechen, gilt

zeit- und raumübergreifend: »The culturally variable ›presentation of self‹, with all the attendant issues including ›saving face‹ or ›putting a good face on it‹, is a perennial aspect of human societies.« Diesen Mechanismus beschrieb mit seinem Buch *Wir spielen alle Theater* schon 1959 der Soziologe Erving Goffman, der als Ideengeber von Fulbrooks Argument gelten darf, auch wenn sie diesen theoretischen Bezug (wie so viele andere) nicht systematisch ausarbeitet, sondern lediglich assoziativ anspielt. Die alte Frage nach dem Wechselspiel von Individuum und Gesellschaft neu zu stellen, dieses komplizierte Verhältnis sorgfältig auszufalten und es, bezogen auf Nationalsozialismus und DDR, zu historisieren, das ist die ambitionierte Aufgabe, die Fulbrook sich gestellt hat. Die »history from within« soll dabei nicht mit der in den 1980er-Jahren ins Leben gerufenen »Geschichte von unten« verwechselt werden. Während diese darauf zielte, Machtstrukturen mit dem Blick »von unten« kritisch infrage zu stellen, werde mit der »Geschichte von innen« versucht, die ebenso komplexen wie letztlich unauflösbaren Beziehungen von Subjekt und Gesellschaft aufzuklären. Die Abgrenzung erscheint etwas beckmesserisch, weil Fulbrooks Ansatz sich mit der heutigen reflektierten Erfahrungsgeschichte durchaus vereinbaren lässt. Die Geschichte, die Fulbrook mit der Perspektive »von innen« schreibt, ist dennoch wirklich innovativ. Nie isoliert sie das Subjekt von der Gesellschaft, die Erfahrung von der Herrschaft, sondern beschreibt und analysiert konsequent stets deren Wechselwirkungen (was Armin Nolzen dem Buch in seiner sagenhaft unfairen Kritik bei H-Soz-u-Kult abgesprochen hat). Dabei zeigt sie, dass sich das Individuum zwar die gültigen gesellschaftlichen Normen anverwandelt und »mit dem Strom schwimmt« – wie erfolgreich diese Adaptationsprozesse mitunter verlaufen, zeigt ja gerade die Geschichte der Diktaturen. Zugleich aber kommen individuelles Verhalten und gesellschaftliche Normen

121

nie völlig zur Deckung. Dass Fulbrook die titelgebenden Dissonanzen betont, die stets hörbar bleiben und auch durch das »soziale Selbst« nie ganz übertönt werden können, gibt ihrem Ansatz die Tiefe, die nötig ist, um die ambivalenten Lebensgeschichten und Erfahrungen im 20. Jahrhundert deuten zu können.

Um die Überlappungen zwischen subjektiver Position und gesellschaftlicher Politik oder – andersherum – die Zonen der Differenz ausmessen zu können, bedient Fulbrook sich des Konzepts der Generation. Im »Zeitalter der Extreme«, einer Epoche der Mobilisierung von Bevölkerungen für absolute Ziele und ein zukünftiges Paradies, stand gerade die Jugend im Fadenkreuz der diktatorischen Regime. An ihr lässt sich daher das Wechselspiel von Mobilisierung und Selbsteinpassung besonders gut studieren. Fulbrook markiert das Ende des Ersten Weltkriegs als Beginn eines »kurzen 20. Jahrhunderts«. 1918 waren die Jungen dazu aufgerufen, die ungelösten Fragen (»unresolved issues«) der älteren Frontgeneration – wie die Niederlage zu überwinden und wie eine neue Gesellschaft aufzubauen sei – einer Antwort zuzuführen. Die etwa zwischen 1900 und 1910 geborene »Kriegsjugendgeneration« fungierte so als »carrier«, als Stoßtrupp zur Ausführung dieses Auftrags. Diese Generation war politisch polarisiert: Die »Generation des Unbedingten« setzte sich nicht nur, wie die vorliegenden Forschungen etwa von Michael Wildt oder Ulrich Herbert nahelegen, aus der elitären Vorhut einer radikalen Rechten zusammen. Zu ihr gehörten auch die radikalen Linken. Damit nimmt Fulbrook das klassische, auf Karl Mannheim rückführbare Konzept »politischer Generationen« ernst, das stets mit polar geteilten Generationseinheiten argumentiert. Zugleich jedoch geht sie über Mannheim hinaus, geht es ihr doch nicht um die Politikentwürfe einer elitären, männlichen Avantgarde, sondern um die Vielen, Männer wie Frauen, die alle gleichermaßen mit der Herausforderung kon-

frontiert waren, gesellschaftliche Erfordernisse und innere Weltansichten in Einklang zu bringen. Und sie zeigt, dass Generationen keinesfalls als fertige Akteure unveränderlich durch die Geschichte schreiten. Beides ist für die politische Generationenforschung ein großer Gewinn.

Im Nationalsozialismus war es eben diese »Kriegsjugendgeneration«, die die neuen Kriterien einer »rassisch« geordneten Gesellschaft übernahm und in ein ganz alltägliches Regelwerk von Inklusion und Exklusion übersetzte. Eindrucksvoll beschreibt Fulbrook gerade für die frühe Regimezeit der 1930er-Jahre die versteckte Gewalt der Vielen, die aus jenen schnellen Anpassungsleistungen an Vorstellungen einer rassistischen Volksgemeinschaft resultierte. Ihre vielstimmig belegten Analysen zielen nicht auf das Gewaltzentrum nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungspolitik, sondern auf die Frage, wie die Vielen Auschwitz möglich machten. Die Prozesse massenhafter »realignments« waren so unspektakulär wie grausam: Indem die Mehrheit der Bevölkerung ihr »social self« entlang rassistischer Kriterien rekonfigurierte – hier stand die ältere Generation durchaus nicht abseits –, wurden die deutschen Juden überhaupt erst als solche markiert. Wie Fulbrook am Beispiel zeitgenössischer autobiografischer Texte jüdischer Emigranten zeigt, gehörte die Selbstidentifizierung als Minderheit zu den ersten Gewalttaten der deutschen, nicht verfolgten Mehrheit: Die Anpassung an die rassistischen Normen der Mehrheitsgesellschaft zwang die Deutschen jüdischen Glaubens, sich zuallererst und vor allem als Juden wahrzunehmen. Diese, wie sich mit Fulbrook sagen ließe, Anpassungsgewalt zielte darauf, die Spannungen zwischen Innen und Außen, Selbstsicht und gesellschaftlichen Normen aufzulösen. Aus dieser Perspektive läuft die gegenwärtige Diskussion um Konsens oder Zwang, in der angloamerikanischen Forschung etwa durch Robert Gellately und Richard Evans

vertreten, ins Leere: Die »history from within« sieht beide Seiten stets unauflöslich verbunden. Staatlicher Mobilisierung wurde häufig, um einen Terminus von Ian Kershaw aufzugreifen, willig entgegen gearbeitet: »enactment« ersetzt »commitment«, der »faciliator« tritt an die Stelle des »bystanders«. Wie die Analyse der mehr oder weniger verborgenen Winkel von Dissonanz, von Reservaten der Anständigkeit zeigt, war die deutsche Gesellschaft keineswegs eine homogene Volksgemeinschaft. So fand sich etwa bei vielen Älteren, die noch andere Regimeerfahrungen im biografischen Hintergrund mitführten, eine leise Skepsis, als 1938 die versteckte Gewalt der Selbstanpassung reichsweit in die offene Gewalt des Novemberpogroms umschlug.

Die Vorstellung einer »hidden violence« hat Fulbrook möglicherweise aus der intensiven Beschäftigung mit der DDR entwickelt, die ihr Werk bis dato vor allem auszeichnet. Auch im DDR-Kapitel spricht sie von der versteckten, routinisierten Gewalt der Staatssicherheit. Zwar betont sie, dass diese institutionalisierte Gewalt von der gewalttätigen Selbstanpassung im Nationalsozialismus grundverschieden sei. Die Vorstellung einer eher allträglich-versteckten Gewalt überträgt sie aber mit großem Gewinn auf die NS-Gesellschaft (ohne die beiden Regime, die sie konsequent in ihrer Aufeinanderfolge beschreibt, je in den simplifizierenden synchronen Systemvergleich totalitaristischer Modelle zu setzen). Insofern lässt sich ihr Buch zwar, der Chronologie folgend, von vorne nach hinten lesen, aber nur von hinten nach vorne verstehen. Im Zusammenhang mit der DDR-Geschichte könnte »Dissonanz« als Komplementärbegriff zu dem oft als verharmlosend kritisierten Konzept der »Normalisierung« verstanden werden, mit dem Fulbrook die DDR-Gesellschaft der 1960er- und 1970er-Jahre wirkungsvoll beschrieben hat. Fulbrook verwendet einen ganzen, »Normalization of rule« überschriebenen Abschnitt in ihrem DDR-Teil darauf, die Debatte

Revue passieren zu lassen und den Normalisierungsbegriff aus dem neuen Blickwinkel einer »history from within« weiter abzustützen. Zur Normalisierung zählten die vielfältigen Prozesse der Neujustierung, des In-Linie-Rückens und Mit-Laufens, die keineswegs harmlos waren und vor dem Hintergrund der immer dräuenden Allgegenwart der Staatssicherheit in Gang gesetzt wurden.

Auch in der DDR findet sich eine jener »sore-thumb-generations«, die hervorstechen, weil ihre Vertreter das offizielle Normengerüst in auffälliger Weise verinnerlicht hatten. Wieder handelt es sich um eine Jugendgeneration, die sich um einen Bruchpunkt jener »unresolved issues« kristallisierte, die diesmal der Nationalsozialismus hinterlassen hatte. So trugen die oft als »Aufbaugeneration« der DDR bezeichneten 1929er die Fahne für die kleine kommunistische Gruppe der Kriegsjugendgeneration, die in der DDR – spät, aber doch – triumphtierte. Diese Altersgruppe zeichnete sich dadurch aus, dass sie zwar noch nationalsozialistisch ideologisiert worden, nach 1945 aber mehrheitlich politisch konvertiert war. Die Weltsicht ihrer Vertreter war mit den Normvorgaben des DDR-Regimes nahezu identisch: Orientiert an den Modellfällen der älteren antifaschistischen Widerstandskämpfer und Widerstandskämpferinnen hatten sie sich dem DDR-Regime bis zum Ende treu ergeben. Sie können als eigentliche Generation der Normalisierung gelten, an der sich die Geschichte der etablierten DDR-Gesellschaft gleichsam idealtypisch ablesen lässt. Dennoch waren die 1929er mindestens ebenso sehr durch die jugendlichen Erfahrungen im Nationalsozialismus geprägt wie durch die Aufwärtsmobilisierung in der DDR, die einen wesentlichen Grund für ihre Regimetreue darstellte. Diese hohe Bedeutung von Erfahrungen in der vorangegangenen Diktatur lässt sich sowohl für die erste als auch für die zweite Kriegsjugendgeneration nachweisen. Diesem Umstand kann nur eine Geschichte,

123

die Nationalsozialismus und DDR systematisch und konsequent als aufeinanderfolgende Diktaturen analysiert, gerecht werden – dass das gelingt, ist ein großes Verdienst der Studie.

Erstaunlich und kritikwürdig bleibt aber gerade vor diesem Hintergrund die Tatsache, dass Fulbrook die linke Seite der Kriegsjugendgeneration nicht systematisch durch Nationalsozialismus und Krieg hindurch verfolgt: Dies hätte bedeutet, auch Widerstand und Emigration von Angehörigen der linken Kriegsjugendgeneration in den Blick zu nehmen – nicht nur die erste Garde von DDR-Funktionären, sondern vielleicht auch unbekanntere Beispiele. Dies hätte gerade im Kapitel über den Zweiten Weltkrieg, das zu großen Teilen in bekannten Forschungsbahnen entlang der nationalsozialistischen Mordpolitik verläuft und vor allem aus der soldatischen Perspektive im Vernichtungskrieg erzählt ist, zu einem wesentlich veränderten und so noch nicht gelesenen Narrativ führen können. Die Geschichte von Nationalsozialismus und Krieg integriert aus Sicht der linken wie der rechten Kriegsjugendgeneration zu erzählen, könnte ein herausforderndes Forschungsunterfangen sein. Und auch die Beziehungen zwischen Älteren und Jüngeren, die immer wieder angeschnitten, aber nie systematisch beleuchtet werden, kommen zu kurz. Es waren ja die hochgradig dissonanzstiftenden ungelösten Fragen der Älteren, die die beiden Kriegsjugendgenerationen eine spannungsfreie Harmonie von Selbst und Umwelt anstreben ließen. Diese Generationenklammern halten Fulbrooks von 1918 bis 1989 reichendes und virtuos »von innen« vorgestelltes Zeitalter zusammen: eine Epoche, in der auf die extremen politischen Mobilisierungen für absolute Ziele immer wieder generationell konnotierte und gewaltaffine Politiken der Selbstanpassung antworteten. Sie endete mit dem gesellschaftlichen Umbruch am Ende der 1980er-Jahre: Schon in den letzten Jahren

der DDR waren die Dissonanzen bei den jüngeren, in den 1950er-Jahren geborenen Jahrgängen nicht mehr zu überhören. Ihnen ging es nicht mehr um den Sieg der kollektiven Sache in der Zukunft, sondern um Selbstverwirklichung in der Gegenwart.

FRANKA MAUBACH (JENA/BRAUNSCHWEIG)

■ Feindliches Fernsehen

Claudia Dittmar, Feindliches Fernsehen. Das DDR-Fernsehen und seine Strategien im Umgang mit dem westdeutschen Fernsehen, Bielefeld (transcript) 2010, 494 S., 34,80 €

Das Fernsehen bestimmt seit seiner Etablierung als Massenmedium den Alltag seiner Gerätebesitzer und auch derer, die es gern wären. Trotz technischer Unterlegenheit gegenüber der Bundesrepublik, wo nach zweijähriger Testphase 1954 der offizielle Sendebetrieb anlief und bereits 1957 die einmillionste Geräteanmeldung verzeichnet wurde, holte die DDR im Bereich der televisuellen Alltagsgestaltung rasant auf. 1956 wurde im sozialistischen Staat offiziell der Sendebetrieb aufgenommen und im Jahr 1960 der so genannte massenmediale Status erreicht. Da Funkwellen bekanntlich vor Staatsgrenzen nicht haltmachen, war die Sende- und damit auch Systemkonkurrenz zwischen DDR und Bundesrepublik besonders ausgeprägt. Die Medienwissenschaftlerin Claudia Dittmar hat sich eben diesem Feld des »feindlichen Fernsehens« in ihrer Dissertation angenommen und »die Strategien des DDR-Fernsehens im Umgang mit dem westdeutschen Fernsehen« untersucht. Ihre Studie nimmt dabei den gesamten Zeitraum des Bestehens des DDR-Fernsehens von seinem Testbetrieb ab 1952 bis hin zu seiner Auflösung im Jahr 1989 in den Blick. Die Autorin übernimmt dabei die von Rüdiger Steinmetz und Reinhold Viehoff verwendete Einteilung der Programmgeschichte des DDR-Fernsehens, die im Zuge des DFG-Projektes »Deutsches Fernsehen Ost« erarbeitet wurde.

Kern von Dittmars Studie ist die Entwicklung und Veränderung der Selbst- und Fremdwahrnehmung der DDR und ihres Leitmediums. So war das Selbstbild des Fernsehens spätestens ab dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker 1970/71 einem kontinuierlichen Wandel von der Propaganda-»Waffe« der Partei hin zum ideologiegeleiteten Unterhaltungs- und Entspannungsmedium unterworfen. Ob die Unterhaltungswende des Fernsehens wirklich erst so spät vollzogen wurde, wie Dittmar behauptet, oder stets zwischen beiden Extremen changierte, bleibt mit Blick auf die Programmgestaltung und auch die Akten im Einzelnen zu bezweifeln. Sicherlich ist Dittmar jedoch zuzustimmen, dass seit der Regierungsübernahme durch Erich Honecker die angebliche »Langeweile« von der Leitungsebene verstärkt mit Blick gen Westen angegangen wurde. Allerdings waren die Programmacher stets an die von der SED initiierten Feindbildanalysen der Abteilung Agitation und Propaganda gebunden. Welche konkreten Umsetzungen sich in einzelnen Fernsehprodukten in welcher ideologischen Intensität zeigten, ist hingegen einer anderen Analyse vorbehalten. Dittmar bekennt hier selbstkritisch ihre eindimensionale Sicht auf die Ebene der obersten Entscheidungsträger und schlägt in ihrem Ausblick vor, Zeitzeugeninterviews zur Ergänzung und vielleicht auch zur »Begradigung« der Akten hinzuzuziehen. Zugleich weist sie darauf hin, dass sich das Zeitfenster möglicher Befragungen zumindest für die Anfangsjahrzehnte des DDR-Fernsehens (und damit auch des bundesrepublikanischen) langsam schließt.

Ausgangsthese von Dittmars Studie ist die richtige wie einfache Feststellung, dass das Fernsehen der DDR und das der Bundesrepublik »in ganz unterschiedliche Gesellschaftssysteme eingebettet« waren, doch eine »Vielzahl von strukturellen Berührungspunkten aufwiesen«. Als Beispiel nennt sie das teilweise identische Pub-

likum, dessen gemeinsame Sprache und kulturelle Traditionen. Die beiden Fernsehsysteme existierten aber keineswegs in friedlicher Koexistenz. Vielmehr war auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs ein Konkurrenzverhalten zu beobachten. Der von ihr genutzte Begriff des »feindlichen Fernsehens« drückt dabei das Verhältnis des Ostens gegenüber dem Westen aus. Wenn gleich sie für die Bundesrepublik keinen derartig wegweisenden Begriff verwendet, wurde das Fernsehen der DDR hier ebenfalls als Gegner und bedrohlicher Propagandaapparat wahrgenommen. Da vor allem ersteres in der Forschung bisher ohne Prüfung kolportiert wurde, hat sich Dittmar mit ihrer Studie zum Ziel gesetzt, diese Forschungslücke mittels einer Analyse auf breiter empirischer Basis zu füllen.

An den ausgewerteten Aktenbestand des Deutschen Fernsehfunks (Pläne, interne Papiere und Schriftwechsel sowie Presseberichterstattung) legt Dittmar einen theoretischen Rahmen sowie einen historisch-sozialwissenschaftlichen Ansatz an. Ziel ist es, die sich verändernden Feindbildkonstruktionen aus der oft spröden Aktensprache der untergegangenen Diktatur diskursanalytisch zu destillieren. Dabei nimmt Dittmar, der Quellenlage entsprechend, nahezu ausschließlich die Ebene der »Planer und Leiter« und die obere Entscheidungsebene in den Blick. Das Fernsehprogramm wird leider nicht systematisch in die Darstellung eingebunden; damit hätte aber manche Diskussion mit wertvollen Hinweisen unterfüttert werden können. So schildert Dittmar die zunehmenden Vergleiche mit dem Westen auf wirtschaftlicher, technischer und ideologischen Ebene von Seiten der DDR-Fernsehmacher, lässt dabei jedoch die Möglichkeit unbeachtet, dass daneben auch programmgestalterische und ästhetische Elemente des sehr viel weiter entwickelten Westfernsehens für die tägliche Fernseharbeit des Deutschen Fernsehfunks ebenfalls von Interesse waren. Ein Vergleich ähnlich gelagerter Sendungen in beiden

Staaten hätte hier entsprechend argumentieren können.

Die Autorin reflektiert in ihrer gesamten Arbeit den aktuellen (medienhistorischen) Forschungsstand auf hohem Niveau, wichtige geschichtswissenschaftliche Literatur hingegen fehlt. Weder setzt sie sich mit Christoph Kleßmanns naheliegender These der »asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte« noch dem Eigensinn-Konzept Alf Lüdtkes auseinander, sondern übernimmt den von den Medienwissenschaftlern Reinhold Viehoff und Rüdiger Steinmetz entwickelten, historisch jedoch unterkomplexen Ansatz des »kontrastiven Dialogs«. Selbstkritisch weist Dittmar sodann darauf hin, dass sie weniger einen Dialog denn einen »Monolog« beschreibt. Um dieses Ungleichgewicht auszubalancieren, schlägt sie als Ausblick vor, die Akten der westdeutschen Fernsehsender hinzuzuziehen. Hier werden sich jedoch aufgrund der asymmetrischen Aufmerksamkeit kaum systematische Beobachtungen des Deutschen Fernsehfunks ausmachen lassen. Mit Rückgriff auf zeitgenössische demoskopische Einzelstudien könnte man sich dieser Lücke annehmen. Die Autorin beweist Feingespür und stellt im Gegensatz zu anderen medienwissenschaftlichen Arbeiten jeder Dekade der DDR-Fernsehgeschichte einen historischen Abriss wichtiger Ereignisse der SED-Deutschlandpolitik und zum Selbstbild der DDR voran.

Letzteres wird sogar durch entsprechende Quellen aus den Akten angereichert und auf das Fernsehen bezogen. Leserfreundlich erweist sich das im Anhang befindliche Personenregister, das die Kurzbiografien relevanter »Persönlichkeiten aus Fernsehen, Hörfunk und Politik« zusammenträgt.

Am Ende ihrer materialgesättigten Studie stellt Dittmar zusammenfassend fest, dass es »gar keine wirklichen Strategien im Umgang mit dem westlichen Fernsehen in der DDR ge[ge]ben [habe], sondern es blieb der sprichwörtliche Kampf gegen Windmühlenflügel. Es war eine Auseinandersetzung mit einem übermächtigen ›Gegner‹, zu dem das Westfernsehen stilisiert wurde, auch um das eigene Feindbild beibehalten und immer wieder aktualisiert abrufen zu können«. So überzeugend diese Feststellung und so grundlegend Dittmars Studie im Ganzen ist, zeigt sie dennoch auf, dass die Forschung Diktaturen nicht als hermetische, durchkomponierte Herrschaftsblöcke begreifen darf, sondern durchaus das menschliche Individuum und dessen eigensinnigen Umgang mit bestimmten Themen und Vorgaben bedenken muss. Denn der Umgang mit dem »feindlichen Fernsehen« war auf der Ebene der Programmacher viel pragmatischer als Dittmar dies durch Analyse offizieller und offiziöser Dokumente herausarbeiten kann.

NORA HILGERT (FRANKFURT AM MAIN)